

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 55.

Freitag den 6. März 1903.

18. Jahrgang

(Nachdruck verboten.)

Frühlingsboten aus der Vogelwelt.

Von Ludwig Eslein.

Und wieder flammt aus des Winters Nacht
Die lebenerwende Sonne;
Von tausend Finnen schmettert's mit Macht:
Sich vor zu des Lebens Waage!
Und überall keimt es und grünt und spießt
Und zeigt des Erbschaffenden Spuren,
Und tausendfältig wird Gott begrüßt
In Wäldern, auf Feldern und Fluren.

Die Kraft des Winters ist nun gebrochen, und die Natur schließt sich an den sonnigen Reiz zu empfangen, aber ehe dieser hohe Anstoß seinen Eingang hält, sendet er seine Vorboten, aus der Pflanzenwelt das Schneeglöckchen, dessen weiße Blütenblätter oft schon schüchtern durch die dünne Schneedecke hervorragen, die wie verunreinigte Kinderangen starr zum Himmel blickenden Leberblümchen, die den Blumenhimmel des Frühlings erschlappende Schlüsselblume, das anmuthige Gänseblümchen, „des Lenzes frühesten Preis, des Herbstes letzte Freude“, und das eigentliche Symbol des Frühlings, das bescheidene Veilchen; aus der Vogelwelt die Schwalbe, den Storch und den Kuckuck.

Die Schwalbe galt schon im frühesten Alterthum als untrüglicher Bote des Frühlings, und Horaz, Ovid und Aristophanes haben sie in diesem Sinne besungen. Gegen Ende des Monats März kehrt sie aus dem wärmeren Süden zu uns zurück; daher heißt es in Tirol:

„Maria Verkündigung“

Die Schwalben kommen wiederum.“

In Westfalen ging früher an dem Tage, an welchem man die Wieberkunft der Schwalben erwartete, der Hausherr mit der ganzen Familie ihnen bis an das Thor des Gehöfts entgegen, um sie zu begrüßen und ihnen die Scheune zu öffnen. Noch im 18. Jahrhundert mußten in Hessen die Thormächter die Ankunft der ersten Schwalbe den zuständigen Gemeindebehörden gemeldet werden, damit diese das frohe Ereignis ungefährdet vor öffentlichen Kenntnissen bringen konnten.

Wenn heutzutage die Rückkehr der „Seglerin der Lüfte“ auch nicht mehr wie ehemals in allen germanischen Ländern festlich begangen wird, so sind diese Frühlingsboten doch überall willkommen. Auch gelten sie im Volksvolke noch immer für heilig und glückbringend. Sie gehören wie die Störche nach der gemüthvollen Volksauffassung gewissermaßen zum Hausstande, indem sie vertrauensvoll dem Hause sich heimlich anschließen, und Gastfreundschaft erwarten; wo Unruhe waltet, ziehen sie aus. Die Schwalbe bewahrt das Haus, an dem sie nistet, vor Feuer und Blitz; daher darf sie nicht getödtet, ihr Nest nicht zerstört oder ausgenommen werden. Wer diese schwere Sünde begeht, den verläßt das Glück, seine Rufe geben rothe oder gar keine Milch, ja sie gehen nach dem in Süddeutschland u. Böhmen verbreiteten Volksglauben ganz ein. Wenn ein Schwalbenpaar in einem Jahre die ehemalige Bruthütte nicht wieder aufsucht, so wird nach norddeutscher Meinung das verschmähte Haus vom Blitz getroffen. Haben aber die Schwalben sieben Jahre in einem Hause gebrütet, so lassen sie darin den Schwalbenstein zurück, der große Heilskraft, besonders bei Augenleiden, besitzt, wie man in Tirol glaubt. Nach anderer Meinung wird er aus einer jungen Schwalbe herausgeschnitten und dann als Schutz gegen Epilepsie am Halse getragen. Die Schwalbe bringt manchmal auch die Springwurzel, mit der man verborgene Schätze heben kann.

Im Vogelland ist folgender Glaube verbreitet: Wenn man ein Ei aus einem Schwalbennest locht und es wieder hineinlegt, so bringt die Schwalbe ein Hölzchen; wer dies im Mantel trägt, dem geht das Geld nie aus. Wenn man in der Lausitz im Frühjahr die erste Schwalbe sieht, so findet man unter seinem rechten Fuße eine Kohle, die das ganze Jahr hindurch vor Kopfweh bewahrt. In Böhmen ist der Glaube verbreitet, daß der Vögel der ersten Schwalbe, die man im Frühjahr sieht, vertreibt, wenn man sich damit bestreicht, die Sommerprossen. Sieht in Westfalen ein Junges die erste Schwalbe, so muß er unter seinem Fuße nachsehen, ob da ein Haar liegt. Findet sich eins, so zeigt es, von welcher Farbe das Haar der künftigen Braut sein wird. In Böhmen herrscht folgender Volksglaube: Wenn die Schwalben über einem Hause und oft um die Fenster fliegen, so wird ein Mädchen aus dem Hause bald Braut, oder ein Sohn muß in den Krieg. Sieht eine ledige Person im Frühjahr zuerst eine einzelne Schwalbe, so heirathet sie in demselben Jahre, bleibt aber noch ledig, wenn sie zuerst mehrere dieser Frühlingsboten erblickt. Ein Mädchen, das zuerst eines Schwalbenpaares ansieht, bekommt in demselben Jahre einen Mann. Sieht man im Frühjahr zuerst eine fliegende Schwalbe, so bedeutet dies Unglück, eine fliegende dagegen gilt als besonderes Glückzeichen.

Bei der wichtigen Rolle, die unsere Vögel, wie wir gesehen haben, im Volksglauben spielen, kann es uns nicht wundernehmen, daß dieser Vogel, obwohl er durch sein Nest die Hän-

ter belästigt und verunreinigt, sich des größten Schutzes erfreut. In manchen Gegenden lassen die Leute nur deshalb Tag und Nacht die Fenster offen, um diesem Glücksvogel nicht den Eingang zu verwehren. Als ehemalige Lieblingsvögel der Hol- da oder der schönen, nie alternden Juna, welche, sobald der Winterriese bezieht, in Schwalbengestalt nach Walhalla zurückkehren, sind die Schwalben jetzt Muttergottesvögel, und im Obermittelheiß heißt es, sie haben Gott dem Vater den Himmel bauen helfen.

Wie die Schwalbe, so spielt auch der Storch im Volksglauben eine hervorragende Rolle. Auch er gilt als Frühlingsbote. Nach Wolf (Beiträge zur deutschen Mythologie) fliegen der Storch und die Schwalbe der Göttin Holda, die den Sommer verkörpert, als Boten voran. Darum herrscht heute noch vielfach der Aberglaube, daß der, der einem dieser Vögel etwas zu leide thue, Unglück haben werde; darum bedeutet es Glück, wenn Störche oder Schwalben im Hause nisten. Der Storch schützt das Haus, auf dem er nistet, vor Blitz und Feuer. Darum hütet man sich, ihn zu tödten oder sein Nest zu zerstören; vielmehr legt man dem „Herrgottsvogel“, wie er in Niederdeutschland genannt wird, gerne ein Wagenrad auf das Dach, um ihm das Nisten zu erleichtern. Die Störche sind dafür dankbar und lassen, wie man in Thüringen glaubt, dem Hausherrn immer ein Junges als Hinz. In Oldenburg und Schwaben herrscht die Meinung, die Störche suchen ihre Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß sie im ersten Jahre eine Feder, im zweiten Jahre ein Ei und im dritten ein Junges herabwürfen. Nach dem in Böhmen und der Schweiz verbreiteten Volksglauben zündet der alte Storch, wenn man ihm ein Junges raubt, das Haus in welches es gebracht ist, mit einer vom Herde genommenen glühenden Kohle an, während er sonst, wie man in Hessen meint bei etwa ausbrechendem Brande das Feuer löscht, indem er Wasser in seinem Schnabel herbeibringt. Das weist auf seine Bedeutung als Gewittervogel. Wird der Storch verwundet, heißt es auf Rügen, dann weint er viele Thränen, und diese bringen Unglück. Der Storch ist mit dem Hause eng verbunden; wenn er keine Eier legt, so werden in dem Hause auch keine Kinder geboren, und wenn seine Jungen sterben, so sterben auch die Kinder. In Norddeutschland herrscht die Ansicht, daß die Störche, die eigentlich zeitweise verwandelte Menschen seien, nach der Ernte auf den Blockberg zögen und dort einen von sich todt bißten. Dieser Glaube stützt sich wohl auf die schon von Plinius erwähnte Thatsache, daß die Störche vor dem Wegziehen öfters schwache Genossen todtbißen.

Wie die Schwalbe, so gibt auch der Storch wichtige Wahrsagungszeichen. In vielen Gegenden glaubt man: Wenn ein Mädchen im Frühjahr zum erstenmal den Storch sieht, und zwar fliegend, so wird es fleischig, wenn klappernd, so zerbricht sie viel irrendes Gerath, wenn stehend so wird sie faul. Nach dem in der Altmark verbreiteten Volksglauben kommt ein Mädchen, wenn es im Frühjahr zuerst einen fliegenden Storch sieht, auf den Brautwagen, wenn er steht, so muß sie Gedatter stehen. In Oldenburg, bedeutet es Glück, wenn man den ersten Storch fliegen sieht, aber sicher Unglück, wenn man ihn auf dem Felde stehend erblickt. Sieht man den ersten Storch sich putzen, so muß man in demselben Jahre noch sterben oder wird von schwerer Krankheit heimgeführt. Steht der Storch traurig auf einem Bein vorn auf dem Hause, so wird jemand krank, wenn hinten, dann stirbt jemand im Hause. Hat man Geld in der Tasche, so bald man den ersten Storch erblickt, so wird einem dasselbe, wie man in Norddeutschland meint, das ganze Jahr nicht ausgehen. In Böhmen herrscht die Ansicht, daß ein Haus, auf das sich ein Storch legt, bald brenne. Nach dem in Oldenburg herrschenden Aberglauben gibt es eine Leiche, wenn ein Storch zuerst vorn auf dem Hause nistet; nistet er hinten, so ist eine Hochzeit zu erwarten. In Böhmen erwartet man eine Hochzeit, wenn ein Paar Störche sich auf einem Hause niederläßt. Nistet ein Paar auf dem Hause von Neuvermählten, so bekommen diese wie man in Oldenburg glaubt, so viel Kinder als der Storch Junge hat.

Fast alle Volksgemeinungen, die sich auf den Storch beziehen, weisen entweder auf den Donnergott Thor oder auf Freya, auch Frigg oder Holda und Frau Holle genannt. Letztere woz die Göttin des häuslichen Herdes, des Fleisches, der Ordnung, des Friedens und der Liebe. Als Wolkengöttin hat sie das Reich des lebenserzeugenden Wassers unter sich und ist so die große Mutter der Menschen, die Kindermutter. Sie pflegt die neugeborenen Kinder, und ihr Vogel, der Storch, holt sie aus dem Wasser und bringt sie den Menschen, daher heißt der Storch in Norddeutschland Aebbar, d. h. wahrnehmlich Kinderbringer. „Das Volk glaubt zwar sicher nicht“, sagt Wuttke, „daß der Storch die Kinder bringe, aber in diesem Bringen der Kinder durch den Storch, im deutschen Glauben uralt und in das Altindische reichend, liegt etwas mehr als bloße Kindermäre. Nicht sowohl die Kinder holt und bringt der Storch, als vielmehr die Seelen derselben und holt sie ursprünglich aus den Wolken, aus dem Wolkensitz, von welchem die irdischen Bräunen und Seen nur Abbilder sind, wie in denselben die Wolken sich spiegeln; der Storch aber, mit seinem rothen klappernden Schnabel und seinen rothen Beinen auf den Donnergott weisend, ist das Thier

der himmlischen und irdischen Wasser zugleich, wie der indische Varuna (und ähnlich Woban) der Gott des Wolkenshimmels und des Meeres zugleich ist; der Storch ist also der Seelenbringer.“

Wie der Storch und die Schwalbe Verkünder des Frühlings sind, so ist dies bei dem Kuckuck für den Frühsummer der Fall. Er erscheint etwas später als die zuerst genannten geflügelten Herolde. Gewöhnlich trifft er bei uns Mitte April, bei günstiger Witterung auch schon im ersten Drittel des Ostermonats ein. Auch weilt er nur kurze Zeit bei uns und rüftet sich schon wieder zur Abreise, wenn die Feldfrüchte zu reifen beginnen. Wir begegnen ihm im alten deutschen Volkslied, im Sprichwort und unter den Bauernregeln; auch im deutschen Sagen- und Märchenhage spielt er eine wichtige Rolle. Er ist der Liebling der Kinder, die, wenn sie brauchen seinen Ruf vernahmen, gern launige Zwiesprache mit ihm halten.

Der Kuckuck ist wie auch der Storch dem Thor heilig. Wie uns Tacitus in seiner Germania berichtet, weihsagten die Germanen aus Vogelstimmen. Vornehmlich galt der Kuckuck als prophetischer Vogel, woher die Redensart stammen mag: „Das weiß der Kuckuck.“ Wie der Hahn den Tag, so verkündet der Kuckuck den Frühling, und wie der Hahn der Haus- und Wetterprophet ist, so gilt der Kuckuck für den Allwetterpropheten. Wenn man ihn das erste Mal hört und Geld in der Tasche hat, so hat man das ganze Jahr Geld. Auch gibt die Zahl seiner Töne die Zahl der Jahre an, die man noch zu leben hat; meist wird der „Gauch“, wie der Kuckuck auch genannt wird, in Reimsprüchen ausdrücklich gefragt. Den Mädchen und Frauen gibt er auf Befragen an, wie viel Jahre sie noch lebzig bleiben. Sind es sehr viele, so macht man in Thüringen Monate daraus. In Böhmen fragen ihn auch die Frauen, wie viel Kinder sie noch haben werden. Oft ist der Gauch ein Unglücksvogel. Bei den Longobarden bedeutete es nichts Gutes, als er dem neugewählten König Irprand, dem Sohne Luitprands, auf dem Speer flog, der das Symbol seiner Herrschermacht war. Als im Christenthum die heidnischen Götter als personifizierte Teufel aufgefacht wurden, galt auch der Kuckuck für den Teufel selbst, was die bekannte Verwünschung, beweist: „Geh zum Kuckuck“, „hol ihn der Kuckuck“ usw.

Früher war in verschiedenen Gegenden der Tag, an welchem man seinen ersten Ruf auf eigenem Gebiete hörte, ein festlicher; wer ihn anmeldete, erhielt ein kleines Geschenk. Wenn man heutzutage diesen Brauch auch nicht mehr antrifft, so freut man sich doch, wenn man den ersten Ruf des Kuckucks hört, weiß man doch, daß nun der lang ersehnte Frühling endlich gekommen ist.

Vereins-Abend

des Deutschen Flotten-Vereins

am 7. März er., Abends präcis 8 Uhr,
in dem Theater-Saal der Walhalla.

Eintrittskarten zur Galerie sind zu 2 Mark für den Sitz im Vorverkauf in der Hof-Musikalienhandlung von Herrn S. Wolf, Wilhelmstraße, und am Abend vor der Veranstaltung in der Walhalla zu haben.

Der Eintritt in den unteren Saal ist frei.

Der Vorstand
des Deutschen Flotten-Vereins,
Ausschuß für Nassau.

Samstag, den 7. März, 1903, Abends 8 Uhr, im Saale der „Loge Plato“, Friedrichstraße 27:

Lieder-Abend

von
Eduard Habich, Concertfänger,
unter Mitwirkung von Frä. Marie Habich, Pianistin.
Am Klavier: Herr Arthur Wolf, Kapellmeister.

Programm:

Schubert: Rächel, Die Krähe, Der Begleiter, Liebesbotschaft.
Klavierstücke: Chopin: Nocturne op. 55 No. 1 F-moll.
Grieg: Norwegischer Brautgesang. Schumann: Der arme Peter, Du bist wie eine Blume, Frühlingslied. Klavierstücke: Schubert: As-dur, Impromptu op. 42. Liszt: Rhapsodie hongroise No. 4. Wagner: Es muß ein Wunderbares sein. Wolf: Gesang Deyda.
Strauß: Ich trage meine Minne. Dorn: Auf Wiedersehen. Schumann: Ständchen. Raffet: Huld aus Herodias.

Eintrittskarten: Nummerierter Sitz 4 Mk., nummerierter Platz 3 Mk., unnummerierter Platz 2 Mk. sind vorher in den Musikalienhandlungen von Wolf, Wilhelmstr. 30, Ernst Schellenberg, Gr. Burgstr. 9, Franz Schellenberg, Kirchgasse 33, Ernst Rero-straße 1 und Abends an der Kasse zu haben. 8789

Hotel-Restaurant Friedrichshof.

Allein-Ausschank des weltberühmten

Salvator-Bieres

der Paulaner-Brauerei München.

Heute Donnerstag Abend 8 Uhr:

Großes Salvator-Fest

mit Absingen von Lieder.

8926

Aug. Böckemeier.

Gummi-Betteinlagen, garantirt wasserdicht,

für Wüchnerinnen, Kranke und Kinder,

von Mk. 1.50 an per Meter.

Windelhöschen, bester Schutz gegen Erkältung, zur richtigen Säuglingspflege unentbehrlich.

Aus feinstem Paragummistoff, doppelt gummiert, sehr haltbar, per Stück von Mk. 1.80 an.

Sämmtliche Artikel zur Kranken- u. Wochenbettspflege.

Chr. Tauber, Kirchgasse 6. Telephon 717.

Als Klavierstimmer f. Wiesbaden u. Umgebung empfehle ich Max Heyden, Jagdstr. 2. Reparaturen nimmt auch Frau Wiese, Wessingstr. 14, entgegen. 8345

Patente etc. erwirkt
Ernst Franke, Civ.-Ing., Bahnhofstr. 16



Nr. 65.

(2. Beilage.)

Freitag, den 6. März.

1903

Nachdruck verboten.

Ihr Geheimniß.

Novelle von H. G. Walburg.

I.

„Du blühende Erde, wie bist Du so weit!“

Gleich einer Feuerkugel stand die Sonne am westlichen Horizonte, sich langsam zur Erde senkend. Der Herbst war gekommen!

Noch einmal vereinigten sich alle Schönheiten des Frühlings und Sommers, noch einmal lobte die Natur gleich einem erlöschenden Feuer hoch auf, um dann im fortschreitenden Herbst langsam zu ersterben.

Die letzte Hälfte der großen sogenannten Reiseferien, welche ich diesmal ausnahmsweise in der Kreisstadt B. bei meinen Verwandten, von mir sehr verehrten Damen, verbringen wollte, waren an mir vorbeigezogen, ohne daß auch nur ein Ereigniß mir Goethe's berühmte Worte wahr gemacht hätte: Greift nur hinein in's volle Menschenleben, und wo ihr es packt, da ist es interessant.

Mein Streben ging auch nicht danach, ein interessantes Abenteuer hier zu erleben, das ich später mit einigen effektvollen Abänderungen in ein großes Erlebnis oder gar in einen Roman hätte verwandeln können, ich wollte mich vor allen Dingen von den Strapazen des Winters erholen. Ein Jeder, der schon einmal im Winter die Nase in unser Berlin gesteckt hat, weiß, was es für einen vermögenden flotten jungen Mann bedeutet, eine Saison in den ersten Kreisen zu verbringen. Und vollends einen ganzen Winter, Tag für Tag abwechselnd an einem Diner, Souper und Ball theilzunehmen und dabei noch allen Verpflichtungen für sein Künstlerrenommée nachzukommen, da holt denn der Ausdruck schließlich die Nerven, daß man im Sommer kaum die melodischen Klänge eines Brummers tragen kann, ohne Ohnmachtsanwandlungen zu empfinden. Ja, und dann heißt's — „Reisen“. —

Mein Wunsch war eigentlich, einmal wieder in Rom beim Anblick hübscher gluthängigen Signorinas alte Erinnerungen aufzufrischen — ich hielt mich vor zwei Jahren, als ich dem bunten Hock valet gesagt und mein Majoratserbe angetreten hatte, lange Zeit in Italien auf — aber — der Mensch denkt, Gott lenkt.

Das gesellschaftliche Leben der flotten Kaiserstadt hatte nicht nur meine Nerven, sondern auch meinen Geldbeutel angegriffen, sodaß ich meine Südenreise auf bessere Zeiten verschob.

Da fiel mir eine herzliche Einladung von Tante Zettchen von Grossau, die Cousine meiner seligen Mutter, in die Hände. Die liebenswürdige Dame bat mich, ihren Herzenswunsch zu erfüllen und August und Sepi in ihrem Wohnorte B. zu verbringen. Sobald es möglich war, ließ ich meine Koffer packen und reiste gen B., voll Erwartung, Tante Zettchen nach langen Jahren wieder zu sehen und Tante Adolina, welche geschieden von ihrem Mann bei ihrer Schwester lebt, kennen zu lernen. —

Nach dreieinhalbständiger heißer Bahnfahrt war ich in Begleitung eines treuen Dieners am Orte der Bestimmung angekommen. Abwärts vom Getümmel stand auf dem Bahnsteig eine alte Dame mit leuchtendem weißen Haar, mich mit lebhaften Augen bei meinem Nahen suchend und mir ihre Hände entgegenstreckend, die ich ehrfurchtsvoll an meine Lippen drückte.

„Bernhard!“ sagte sie erstaunt, obgleich sie mich sofort erkannte, denn es wurde ihr schwer, den beschmuckten blonden Menschen mit ihrem einstigen zierlichen „Berni“ in Einklang zu bringen.

„Bernhard, Freiherr von Elmen, Rittmeister a. D. und Romanschriftsteller“, antwortete ich lachend mit einer Verbeugung. — „Serglich willkommen“, sagte sie, indem sie mich zärtlich küßte, „wie freut es mich, daß wir Dich endlich hier haben, nun komm, wir sind gleich zu Haus.“ —

Das Heim der beiden Schwestern lag in der Nähe des Bahnhofes, im Villenviertel der Stadt, und wir hatten bald die freundliche, von einem musterhaft gepflegten Garten umgebene Villa erreicht. — Ein reizendes Zimmer wurde mir zur Verfügung gestellt, und, nachdem ich Toilette gemacht und mein Diener die mitgebrachten Sachen ausgepackt hatte, fand ich mich im Salon ein, wo ich auch Tante Adolina begrüßen zu können hoffte.

Wider mein Erwarten war der Salon leer, da Tante Zettchen sich um die Angelegenheit der Küche zu kümmern schien und dort noch in Anspruch genommen war. Ich warf mich in ein Fauteuil und betrachtete meine Umgebung.

Manche Leute glauben, die Zimmer alter Jungfern müssen etwas Absonderliches sein, altfränkisch steife Einrichtung bei peinlichster Ordnung und Sauberkeit, mit den unvermeidlichen Lieblingshunden, Katzen oder Vögeln usw. Hier war von alledem nichts zu sehen. —

Wohl Ordnung und Sauberkeit überall, aber peinlich war sie nicht, sondern Alles athmete Gemüthlichkeit. Die Einrichtung ganz dem modernen und eleganten Stil des Hauses angemessen, war auf der Höhe des feinen Geschmades. Vorbeurtheile Dekoration des Zimmers war mit seltener Eleganz durchgeführt. An der Decke gruppierten sich von Künstlerhand gemalte reizende Genien, Blumenwinden um den vom Plafond herabhängenden außerordentlich zierlich gearbeiteten Lüster.

Nur ein sehr großes Erkerfenster verbreitete wohlthuendes Licht über den behaglichen Raum. Vom Erker hatte man eine herrliche Aussicht in den nahen Konzertgarten, und zwei zierliche Fauteuils, zur Linken eines jeden je ein Marmortischchen mit Büchern und Ansichten für „allerlei Kurzweil“ aufgestellt, luden verführerisch zum Niedersehen unter zwei herrlichen Täschern, denen man sorgfältigste Pflege anmerkte, ein — die Wände des Zimmers zierten Delgemälde und die vielen Stidereien und Nippachen charakterisirten den Raum sofort als Damenzimmer, das selbst verwöhntesten Geschmack anheimeln mußte.

Ich hatte in meinen Betrachtungen Tante Zettchens Eintreten überhört und schrak zusammen, als sie mich mit ihrer kleinen Hand berührte und lächelnd zum Abendessen rief, das in dem vom Corridor getrennt gegenüberliegenden Eßzimmer zierlich servirt war. Bald war ich unter gemüthlichem Plaudern in eifrigster Beschäftigung bei der Verproviantirung meines innersten Menschen und wunderte mich nur, daß ich Tante Adolina noch nicht zu Gesicht bekam. Auf eine Frage nach ihr erhielt ich den Bescheid, daß die Tante zur Stärkung ihrer kranken Nerven allabendlich einen weiten Spaziergang unternehme, von dem sie erst später heimkehre. Nach solchen Spaziergängen bedürfe sie sehr der Ruhe und speise deshalb in ihrem Zimmer. Nach genossener Mahlzeit begaben wir uns in den Salon, wo wir am offenen Fenster beim Klänge der Musik, welche die Militärkapelle der Stadt dem zahlreichen Publikum veranstaltete, alte Erinnerungen auffrischen, da meine

Eltern noch lebten und ich der kleine Bernd war, welcher mit seinen wagehalsigen Kunststücken oft Gouvernante und Lehrer der Verzeßlung nahe brachte. — Anekdoten aus meinem Leben nur zu kurzen Soldatenleben, wie auch aus der letzten Zeit, da ich in Berlin meine Vorbeeren suchte und fand, wurden von der guten Tante mit volstem Interesse gehört. Mitten in der Erzählung erklang der schrille Ton der elektrischen Klingel.

Tante Jettchens Lachen, das mir soeben noch frisch und herzlich entgegen geklungen war, verstummte. — Sie erhob sich schnell, eine unverständliche Entschuldigung murmelnd, und verließ das Zimmer.

Nach und nach war es dunkel geworden. — Drüben im Garten war eben von der Musikkapelle ein Potpourri beendet, man sollte dem Dirigenten für die Leistung reichlich Applaus.

Mechanisch griff ich nach den auf dem Tischchen liegenden Büchern; ein Skizzenbuch war es, was mir in die Hand fiel. Gähnend wendete ich ein Blatt nach dem anderen, ohne auf die Zeichnungen besonderes Interesse zu legen. Ich hatte mich zurückgelegt, hielt das Buch auf den Knien und lauschte der eben wieder beginnenden Musik. Dabei fielen einige Blätter aus dem Buche zur Erde, die ich schnell zu sammeln bestrebt war, damit nicht etwa Tante Jettchen sähe, wie wenig sorgfältig ich mit ihrem sauber behüteten Kunstschatz umgehe.

Gott sei Dank, alles war wieder geordnet, und nun verfehlte ich nicht, mir die „Fliegenden Blätter“ etwas genauer anzusehen. Auf den Blättern befanden sich, wie im Buche, Zeichnungen von Landschaften, auch einige Charakterköpfe, alles zwar nur in flüchtigen Umrissen, aber eine kunstgeübte Hand verrathend.

Da fiel mir aber ein kleines vergilbtes Blatt mit einer tabellos ausgeführten Zeichnung auf. Sie stellte eine interessante Scene dar. In einem eleganten saalähnlichen Gemach stand neben einem Flügel ein junger Mann, die zusammengefaltete Notenrolle in den Händen. Man glaubte zu sehen, wie er sich dankend vor der entzückten Menge verbeugte.

Darunter standen, von zierlicher Frauenhand geschrieben, folgende Verse:

Im silbernen Mondlicht wallte der Rhein,
Ein Posthorn klang in der Ferne,
Wir sahen uns tief in die Augen hinein,
Und leuchtend standen die Sterne.
Da hast Du mir schluchzend Dein Lieben bekannt,
Wie hat es so süß mir geklungen,
Dann bin ich gezogen durchs blühende Land
Und habe begeistert gesungen:

„Du strahlender Himmel, wie bist Du so tief,
Du blühende Erde, wie wurdest Du weit
Dieweilen ich träumte, dieweilen ich schlief,
Gegrüßt, seid gegrüßt, es ist Frühlingszeit.“

Und wieder blühte der Hesper im Thal,
Und wieder zum Rhein ging mein Wandern,
Da sah ich Dich heimlich zum letzten Mal,
Du hingest am Arm eines andern.
Ich weiß nicht, war es ein Schmerzensschrei,
Der schrill durch die Ferne geklungen?!
Da zogen wandernde Burschen vorbei,
Die haben mein Lied gesungen:

„Du strahlender Himmel, wie bist Du so tief,
Du blühende Erde, wie wurdest Du weit
Dieweilen ich träumte, dieweilen ich schlief,
Gegrüßt, seid gegrüßt, es ist Frühlingszeit.“

Es werden die Rosen verblühen, vergehn,
Man wird mich vergessen, begraben,
Und Du, Du wirst ihn nicht wiederseh'n
Den wilden, verlass'nen Knaben.

Du kommst an mein Grab Du, so geh' nicht vorbei,
Schau einmal noch trauernd hernieder,
Es ist ja wie damals mitten im Mai
Und die Amsel singt es im Lieder:

„Du strahlender Himmel, wie bist Du so tief,
Du blühende Erde, wie wurdest Du weit
Dieweilen ich träumte, dieweilen ich schlief,
Gegrüßt, seid gegrüßt, es ist Frühlingszeit.“

Wer hatte das Bild wohl gezeichnet und beschrieben? Tante Jettchen wohl schwerlich. Daß ihr Kopf Raum für solche Schwärmereien gehabt haben sollte, konnte ich mir nicht vorstellen. Tante Adeline hatte ich noch nie gesehen, sondern nur gehört, daß ihre Ehe keine glückliche gewesen war. Tante Jettchens Eintritt unterbrach meine Grübeleien. Sie schien aufgeregt, schritt eine Weile im Zimmer auf und ab, wie um ihr Inneres dadurch zu beruhigen und trat endlich in die Fensternische, mir gegenüber Platz nehmend.

„Bergeth, Bernd, daß ich Dich so lange warten ließ, aber ich war draußen nöthig.“

Auf mein abermaliges Erkundigen nach Tante Adeline erfuhr ich, daß dieselbe sich nicht wohl fühle und mich erst morgen zu begrüßen wünsche.

Erst allmählich kamen wir wieder in das alte trauliche Gespräch, bis die Uhr die elfte Stunde verkündete, welche unserem Beisammensein für diesen Tag ein Ende machte.

Dem eben erwachenden jungen schönen Tag war die finstere Nacht gewichen, und von der Straße her hörte man schon das Beginnen des neuen Tagewerkes. Nach einer Nacht, in welcher mich weder Straßenlärm noch naseweise Fliegen ärgerten, nach einem letzten wohligen Reden und Strecken war ich mit dem beruhigenden Bewußtsein, fern von dem Lärm der Großstadt zu sein, um halb 8 Uhr aus dem Bett gestiegen und hatte schnell meine Toilette beendet.

Nach einem einmaligen, kräftigen Klingelzug erschien mein getreuer Silberdiener Gustav Stromp, den Mund zu dem bekannten breiten Grinsen verzogen und zwei Reihen schimmern-der Wollszähne zeigend, mit einem Tablett, auf welchem zierlich geordnet das Frühstück stand, — mit einer Frage nach der Qualität meines gethanen Schlafes. Ich brauchte sie nicht zu erwiedern, da das Wohlfinden in seiner Wiene mich über die Vorzüglichkeit seines Befindens hinlänglich beruhigte. Nachdem ich die Wollkassette geleert, das Frühgebäd mit großem Appetit verzehrt, ließ ich mir Gut und Stod reichen, bestellte Grübe an das gnädige Fräulein und schied mich an, einen gemüthlichen Spaziergang durch die Stadt zu machen.

Um elf Uhr kam ich erst zurück, nachdem ich mich mit den verschiedensten Sehenswürdigkeiten der alten Rolandsstadt vertraut gemacht hatte, zu deren Maritäten auch ein Bierlokal rechnete, dessen Inneres ich mit volstem Verständniß einer 1½-stündigen Musterung unterzogen hatte, und begrüßte nun Tante Jettchen am gedeckten Frühstückstisch.

Wir speisten ½3 Uhr zu Mittag.

Die Tafel war um zwei Personen vergrößert, denn Tante Adeline und die Gesellschaftsdame, ein etwas streng aussehendes, älteres Fräulein Baehr, nahmen daran Theil.

Wie anders hatte ich mir Tante Jettchen's Stiefschwester vorgestellt!

Adeline von Grossau war von einem hohen, schlanken Wuchs. Eigenthümlich interessant berührte zu ihrem noch jugendlichen Gesicht das schneeweiße sanft gelockte Haar. Wunderbare blaugrüne Augen und eine schön geformte Stirn, nur durch eine tiefe Narbe entstellt, vervollständigten den Reiz der eigenartigen Erscheinung. Mich begrüßte sie mit etwas steifer Höflichkeit, während ich von ihrer unerwarteten, wirklich interessanten Schönheit so betroffen war, daß ich ihren Gruß nur mit schüchternem Handkusse erwiedern konnte.

Das Mahl verlief schweigsam, nur zuweilen durch einen Wunsch der Tante Adeline unterbrochen, den Fräulein Baehr dann schleunigst zu erfüllen eilte. — Nach Tisch begab ich mich sofort in mein Zimmer zu einer kleinen Siesta, da ich bei den Damen dasselbe Bedürfnis vermuthete. — Auf dem Bücherrück sah ich Julius Wolls Werte und wählte mir „den Raubgraf“, der mich schon als sechzehnjähriger Jüngling mit begeistertem Interesse für Albrecht und die schöne Jutta erfüllt hatte.

Auf dem mit wildem Wein umrankten Balkon war ich nach eifrigem Lesen zu der Stelle gekommen, da der Graf sich mit seiner dämonischen Jutta im argen Wortkampf wegen der „Lauenburg“ befindet, als Morpheus mich besiegt in seine Arme nahm. Ein Mittagsschlaf in Gottes freier Natur, o, wie erquickt der! Doch leider giebt es nichts vollkommeneres Hienieden und so kamen bald, von dem melodischen Getöse, welches sich beim Schlaf in Wäldern aus meiner Kehle rang, angelockt, niedliche Rücken, um mir ihren Beifall und hohes Musikverständniß mit lebenswürdigen Stichen zu beweisen. — Derartige Huldigungen sind mir freilich auch in Berlin bekannt, jedoch gewöhnt man sich nicht daran und findet sie immer wieder lästig.

Die Sonne brannte jetzt auf die heruntergelassene Schutzleinwand, ärgerlich ging ich in's kühle Zimmer, warf mich auf das Sofa und schnarchte weiter.

Bald sah ich die schöne Jutta, den königlichen Leib mit einem weiten, faltenreichen Gewande umhüllt, vor ihr stand Albrecht, der mächtige Raubgraf — doch merkwürdig, je länger mich das Traumbild umfing, desto mehr veränderten sich die Gesichtszüge. — Jutta — ja, so mußte Tante Adeline einst ausgesehen haben. Dieselben schillernden Augen, diese edlen, fein geprägten Züge, dazu die schöne Gestalt, alle packte auf Tante Adeline. Und Albrecht? —

Fortsetzung folgt.



Unser Esbesteck.

Es gibt Gegenstände, in unserem alltäglichen Leben, an deren Gebrauch wir so gewöhnt sind, die so mit unserer Person verwachsen sind, daß sie uns fast wie Glieder unseres Körpers vorkommen und wir uns gar nicht vorstellen können, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher diese Dinge noch in dem dunklen Reiche der zukünftigen Erfindungen schlummerten. Zu diesen Gegenständen gehören unsere Messer, Löffel und Tischgabeln. Man stelle sich nur heute ein Diner, ja einen gewöhnlichen Mittagstisch ohne diese unentbehrlichen Geräte vor, und doch, vor kaum zweihundert Jahren aßen noch Fürsten wie die Bauern in Europa gleich höfsteigenhändig nur vermittelst der Finger. Gerade diese Speiseinstrumente, ohne welche wir jetzt gar nicht menschenwürdig leben zu können glauben, sind eine Erfindung ganz jungen Datums, und dieser zivilisatorische Schritt hat, wie so vieles Neue und bisher Unerhörte, langdauernde und heftige Kämpfe gekostet, bis er endlich getan war. Es dürfte nicht uninteressant sein, den Weg, welchen diese Esgerätschaften in der Geschichte der Menschheit zurückgelegt haben, im Ueberblick zu verfolgen.

Die Chinesen, das älteste Kulturvolk, essen noch heut wie vor dreitausend Jahren mit den Fingern und mit Stäbchen. Die Ägypter, Assyrier, die Juden des alten Testaments kannten unsere Esgeräte nicht; im neuen Testament kommt eine Stelle im griechischen Text vor, die ausdrücklich besagt, daß die Jünger Jesu mit den Fingern ihre Mahlzeiten eingenommen. Die Griechen hatten selbst in der Zeit ihrer höchsten Blüte, wie bekannt, weder Messer, Gabel noch Löffel in Gebrauch bei ihren Gastmählern. Die Speisen kamen zerhackt auf den Tisch, Suppe aß man damals noch nicht im schönen Hellaß. Die Saucen nahm man mit ausgehöhltem Brot auf, das jeder sich selbst zu diesem Zweck zurechtete und nach dem Gebrauch unter den Tisch warf. Gegen die Hitze der Speisen bediente man sich einer Art Fingerlinge. Genau ebenso verfahren die Römer bei Tische; diese hatten wohl Kriegsgabeln zum Vorstoßen der Sturmleitern, jedoch keine Tischgabeln. In den Küchen gab es allerdings Messer zum Zerschneiden der Speisen, und auch Schöpflöffel. Einer Art Schöpflöffel bedienten sich die Römer auch zum Trinken bei ihren luxuriösen Schmausereien. Bis zum fünfzehnten Jahrhundert aß man allgemein auf diese Weise und alle die zarten Minnefänger samt ihren Golden haben die Bissen mit den Fingern aus den Schüsseln genommen und so in den Mund gesteckt. Erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts tauchten in Italien vereinzelt Gabeln bei Tische auf. Es wurde aber in den Kirchen gegen diesen haarsträubenden Luxus gepredigt und ein venezianischer Geistlicher stellt den Tod einer Dogenfrau, die ertrank, als Strafe des Himmels dafür dar, weil sie mit einer Gabel zu essen pflegte. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts kursierten in Frankreich bittere Satiren auf die neue Mode an den Höfen, mit Gabeln zu essen, und die Engländer gaben zu derselben Zeit den Italienern, welche mit Gabeln aßen und diese in Ledertaschen bei sich trugen, den Spottnamen „Zinkenträger“. In Schottland verboten um das Jahr 1680 noch die Klöster ihren Mönchen den Gebrauch der Gabeln als gottlos, und in manchen Dörfern Spaniens und Siziliens essen noch heute nur die Vornehmeren mit Gabeln. Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Gebrauch der Gabel bei Tische ein allgemeiner, mit welchem der Holz- und Elfenbeinlöffel sich fast zugleich einfand. Diese Gabeln bestanden anfänglich nur aus zwei Zinken, waren ganz kurz, wie auch die Löffel, hatten einen kleinen Holz- oder Elfenbeinstiel, und man trug sie als Kostbarkeit gewöhnlich bei sich; ein Jahrhundert später bekamen sie noch eine Zinke mehr, in neuerer Zeit vier Zinken, wurden glatt fabriziert, von Silber, Neusilber, plattiert, galvanisiert, und heutzutage wirklich ungebührlich schwer. Die Tischmesser kamen im dreizehnten Jahr-

hundert auf. Man hatte bei den Mahlzeiten damals jedoch nur wenige Messer, denn diese waren sehr kostbar, gehörten zu den teuersten Gerätschaften des Haushaltes und die Ritter trugen sie neben ihren Schwertern im Gürtel; ebenso viele vornehme Damen in ihren „Gretchentaschen“. In wohlhabenden bürgerlichen Haushaltungen existierte damals meist nur ein Messer bei Tische. Die Tischmesser hatten jedoch einen weniger schwierigen Stand in ihrem Vordringen, als die Gabel. Um das Jahr 1311 wird schon von einer Junst der Messerer in Augsburg berichtet. Im vierzehnten Jahrhundert organisierten sich die Messerer in ganz Deutschland zu einer großen Junstgenossenschaft, die in Augsburg, Basel, Heidelberg, München Hauptsitze hatte. Jetzt machte man auch Messer mit einem Haken am Griff unten, zum Herausholen der Fleischstücke aus der Schüssel, dann kamen Messer auf, aus denen man, wie bei unseren Taschmessern die Klingen, eine Gabel aufklappte. Immer blieben aber noch Messer und Gabel Luxusartikel der Vornehmen. In den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts fiel mit den Fesseln der Junst für die Messer und Gabeln die Schranke, welche sie von dem allgemeinen Gebrauch trennte; sie wurden Fabrikationszweig und damit Gemeingut aller.

Lose Blätter.

Todesfurcht Heinrichs VIII.

Heinrich VIII. von England wollte nicht an den Tod erinnert sein und erklärte diejenigen für Majestätsbeleidiger und Hochverräter, welche sein Ende vorher sagten. Als ihn seine letzte Krankheit befiel und er die besorgten Räten seiner Ärzte sah, rief er zornig: „Verheißt mir Leben oder ich lasse Euch köpfen.“

Geistreich.

Als die Königin Elisabeth von England ihre Provinzen besuchte, wünschte sie auch das Haus des Großsiegelbewahrers Baco zu sehen, welcher einer der außerordentlichsten Geister seiner Zeit war. Nachdem sie sinend einige Minuten vor demselben gestanden, brach sie in die Worte aus: „Mein Herr Kanzler, welch' kleines Haus habt Ihr!“ — „Madame,“ erwiderte Baco, „mein Haus ist groß genug für mich, aber Ihre Majestät hat mich zu groß für mein Haus gemacht.“

Ein merkwürdiger Bratspieß.

Der merkwürdigste Bratspieß in der Welt war wohl der des Grafen von Castel Maria, eines der reichsten Herren in Treviso. Auf diesem Spieß konnten 130 Braten auf einmal besorgt werden, derselbe spielte außerdem noch 25 Musikstücke, deren jedes mit einem gewissen Grade des Bratens im Zusammenhange stand, wonach sich der Koch richtete. Eine Schöpfschale war z. B. gut bei dem 12. Stückchen; ein Kapaun bei dem 18. u. s. w. — Es dürfte schwer sein, die Liebe zur Musik und Gutschmederei weiter zu treiben.

Edelmut.

Am Tage der Bluthochzeit lag ein gewisser Rheinier in seinem Gemache auf den Knien, um so die Stunde seines Todes zu erwarten, als er seinen Todfeind, von Bezins, eintreten sah. Diesem rief er entgegen: „Jetzt könnt Ihr leicht Rache an Eurem Gegner nehmen.“ — Bezins erwiderte nichts, forderte ihn aber auf, Stiefel anzuziehen, Schwert und Mantel zu nehmen; dann führte er ihn aus der Stadt, wo zwei schöne spanische Pferde ihrer warteten, und begleitete ihn von da auf einer vierzehntägigen Reise bis an die Türe seines Hauses, ohne während dieser ganzen Zeit ein Wort mit ihm zu sprechen. Erst als er auf seinem eigenen Grund und Boden abstieg, sagte er: „Ich habe Euer Leben nicht gerettet, um Eure Freundschaft zu gewinnen, sondern um Euch Gelegenheit zu geben, einen ehrenvollen Tod zu sterben, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet.“ — Damit gab er seinem Pferde die Sporen, jagte wieder davon und ließ seinen erstaunten Gefangenen in Freiheit zurück.



Du möchtest die Menschheit glücklich machen?
Man wird dich steinigen oder verlachen;
Doch ein herrliches Ziel hast du schon errungen,
Wenn dir das Glückmachen bei einigen gelungen.

Die Benutzung gebrauchter Korke.

Unsere lieben Hausfrauen möchten wir nachfolgenden praktischen Wink zur Beachtung geben. Viele tausend Korke werden täglich als nutzlos mit dem Kehricht weggeworfen und doch ist Kork ein sehr kostbares und in vieler Beziehung praktisch zu verwendendes Material. Kork eignet sich zunächst sehr gut zur Füllung von Kopfkissen und Matratzen. Er nimmt keine Nässe an, kann daher nie verfaulen, ist dabei elastisch und von großer Haltbarkeit. Unsere Kopfkissen haben den Nachteil, daß die Federn, welche um den ganzen Kopf sich herumlegen, denselben sehr erhizen und Blutandrang nach dem Gehirn herbeiführen, was besonders bei fieberhaften Krankheiten von großem Nachteil ist. Ein kleines, leichtes Korkkissen, welches, falls es zu hart erscheint, mit einer zusammengelegten Serviette bedeckt werden kann, beseitigt diesen Uebelstand. Der Kopf kann nicht mehr tief einsinken und liegt auf der Korkfüllung kühl und frei. Letztere wird in der Weise bereitet, daß die Korke mit scharfen Messern in linsengroße, flache Stüchchen geschnitten werden. In derselben Weise können auch Matratzen damit gefüllt werden.

Bekannt ist die Anwendung des Korks zu Schwimmgürteln u. s. w. Diesen leider ziemlich kostspieligen Apparat kann man auf sehr billige Weise aus Korkpfropfen herstellen. Man zerschneidet die Korke je nach der Größe in zwei bis drei gleiche runde Scheiben. Diese werden nun einzeln auf ein Hemd aufgenäht in der Weise, daß eine Scheibe der andern und eine Reihe der andern anliegt. Auf diese Weise wird das ganze Hemd mit Ausnahme der Ärmel mit Korkscheiben versehen. Das fortwährende Tragen eines solchen Hemdes würde sich für alle Schiffsbewohner (Matrosen, Auswanderer u. s. w.) empfehlen, könnte aber auch allen Landbewohnern von Nutzen sein, welche Partien auf Flußdampfern oder Rähnen machen. Die Wirkung der Korkhemden läßt sich noch bedeutend verschärfen durch Einnähen von Korkscheiben in das Westen- und Rockfutter.

Die Korkscheiben bilden, in derselben Weise benutzt, aber zugleich einen sehr guten Panzer und Schutzapparat für den Körper, was besonders für den Soldaten im Felde von großer Wichtigkeit ist. Ein Korkhemd würde oft die Brust, den Rücken und den Leib vor Verwundung schützen, wenn auch nicht gegen jede kräftige Kugellugel, so doch gegen matt anschlagende Kugeln. Noch sicherer aber ist ihre Wirkung gegen Stich- und Hieb Waffen und sollte daher jede Mutter ihrem zum Kampfe ausrückenden Sohne als Talisman ein solches Korkhemd mitgeben.

Der Kork eignet sich ferner ausgezeichnet als Bedeckung für Dielen, weil er den Fußboden warm hält und vor Nässe schützt. Die sehr teuren Korkteppiche könnte man nun sehr billig herstellen lassen, indem man bei gewöhnlichen Teppichen und Stubenbeden an die untere Fläche die oben erwähnten Korkscheiben annähen läßt, nachdem man sie vielleicht noch durch vier Schnitte an den Seiten in regelrechte Quadrate umgewandelt hat.

Zu bemerken ist aber besonders, daß zur Bereitung aller der erwähnten Korkachen keine große Kunstfertigkeit gehört, sondern daß jede arme Frau, die nur das Nähen versteht, sowohl Korkhemden als Korkstoff mit Leichtigkeit anfertigen kann und daß das Zerkleinern der Korke zur Füllmasse von Betten sogar von Kindern besorgt werden könnte.

Möchten daher die Frauenvereine, welche ja durch

ihren Wohltätigkeitssinn so segensreich wirken, diese Sache prüfen und wenn einige der angeführten Ideen sich praktisch verwerten lassen, Sammelstellen für gebrauchte Korke errichten und die gewiß in großen Mengen eingehenden Korke, welche ja bis jetzt als völlig nutzlos weggeworfen wurden, an die armen Wittwen, die durch Strohschichten sich kaum vor dem Hungertode schützen können, verteilen, ihnen Muster von Korkpräparaten zustellen und Bestellungen zukommen lassen.

Küche und Keller.

Schwedenflöße.

In 1 Liter (oder nach Bedarf) kochendes, schwach gesalzenes Wasser rührt man auf der heißen Platte soviel Weizenmehl, bis man einen glatten Brei erhält, der sich vom Gefäß ablöst, worauf man ihn zum Erkalten in eine Schüssel bringt. Dann sticht man mit dem Löffel Klöße von beliebiger Größe ab und bäckt sie in heißem Schmalz oder in Butter von allen Seiten schön hellbraun. Man kann sie auch sofort nach dem Baden noch mit in wenig Milch zerquirlten Eiern übergießen und noch 5 Minuten lang ins heiße Ofenrohr stellen, bis die Eier halb fest geworden sind.

Sammeleule nach Wildpretart.

Eine mürbe, von Haut und Fett befreite Keule wird geklopft und 24 Stunden in saure Milch gelegt. Dann trocknet man sie ab, reibt sie mit Salz ein, legt sie in einen ovalen Drahtkessel auf Spedscheiben, gibt etwas Wurzelwerk, Zwiebeln, Gewürz, Zitronenschale und einige getrocknete Pilze hinzu, gießt so viel Bouillon zu, daß sie dreiviertel davon bedeckt ist und dampft sie unter öfterem Begießen völlig weich. Dann nimmt man den Deckel ab, setzt die Keule hoch und bräunt sie durch fortgesetztes Uebergießen mit fettem saurem Rahm, wozu man beiläufig 1/2 Liter verbraucht. Die Sauce wird durchgeseiht, der Bratenfond mit etwas heißem Wasser losgelocht und mit der Keule aufgegeben.

Praktischer Ratgeber.

Veim für Spalten und Risse.

Sollen Spalten oder Risse mit einer leimartigen Masse ausgefüllt werden, so muß diese teigartig sein. Zu diesem Zweck pflegt man Veimlösungen mit Kreide, Ziegelmehl, Gips, Sägespänen und dergleichen zu versehen. Aus solchen Massen findet man auch öfter Verzierungen oder kleine Figuren gefertigt.

Verzogene Hornmesser gerade zu biegen.

Krumme Hornmesser oder Löffel, welche beim Reiben in zu heißem Wasser sich verzogen haben, legt man ungefähr eine Stunde lang in warmes Wasser, sie werden dann so geschmeidig, daß sie sich leicht gerade biegen lassen.

Kleine Winke.

Unhöflichkeit anderer berechtigt uns nicht, in denselben Fehler zu verfallen.

Ist ein Besuch beendet, so läßt man den Stuhl da stehen, wo man ihn innegehabt hat.

Beim Grüßen hat man den Betreffenden anzublicken.

Höflichkeit gegen Untergebene ist das beste Zeichen von wirklicher Lieberlegenheit.

Gehst man mit Freunden und diese begrüßen eine uns unbekannte Person, so erfordert es die Höflichkeit, daß auch wir grüßen.